

Fudith Lennox

Am Strand von Deauville

ROMAN



PIPER

taufte, nach Poppys Lieblingsonkel. Als der Junge schließlich aufhörte zu atmen, nahm Ralph ihn weinend aus Poppys Armen.

Eine Woche später schlug Ralph vor, sie sollten vorzeitig nach Frankreich abreisen. Poppy weigerte sich. Sie hatte seit Philips Geburt und Tod kaum gesprochen; jetzt sagte sie klar und deutlich nein. Als Ralph ihr erklärte, daß sich der Boden als ungeeignet für den Anbau von Safran erwiesen hatte und das Haus vielen seiner Freunde zu abgelegen war, um auf Besuch zu kommen, daß er außerdem einen ganz neuen fabelhaften Plan hätte, wie der finanzielle Verlust, den sie erlitten hatten, wieder wettgemacht werden könne, schüttelte sie nur den Kopf. Den ganzen Tag saß sie auf der Veranda im Schatten und starrte auf die verdorrten Überreste der Pflanzen auf dem Feld und zum fernen Friedhof.

Mitte Juli, als in Madrid der Bürgerkrieg ausbrach, drängte Ralph sie von neuem zur Abreise. Wieder lehnte Poppy ab. Erst als einer von Ralphs Freunden ihr klarmachte, daß das Chaos, das Spanien zu überrollen drohte, eine Gefahr für die Kinder sei, erlaubte sie Faith, die Sachen zu packen.

Zwei Tage später brachen sie auf, reisten zunächst über Land nach Barcelona und von dort aus auf einem Schiff voller Flüchtlinge, Soldaten und Nonnen nach Nizza. Poppy, die an Deck saß und die spanische Küste langsam hinweggleiten sah, war, als würde ihr das Herz aus dem Leib gerissen.

In La Rouilly versuchte sie, Genya zu erklären, wie sie sich fühlte. »Ich mußte ihn ganz allein dort zurücklassen, an diesem schrecklichen Ort. Es ist furchtbar, ihn dort ganz allein zu wissen.« Poppy brach ab und zwinkerte heftig. »Das Leben dort war grauenhaft. Ich dachte, ich würde wahnsinnig werden. So trostlos und trist, und alle schienen bettelarm zu sein. Ich habe in der Zeitung gelesen, daß sie jetzt die Kirchen niederbrennen und die Priester töten, und ich muß ständig denken – ich denke dauernd, was ist, wenn sie die Gräber schänden, Genya? Was, wenn –« Poppy umklammerte Genyas schmales Handgelenk. Sie sah aus, als würde sie gleich zusammenbrechen.

Genya drückte sie an sich. Poppy wurde vom Weinen geschüttelt. Nach einer Weile schenkte Genya ihr ein Glas Kognak ein und drückte es ihr in die zitternde Hand.

»Trink, Poppy, Liebes – damit dir wieder warm wird. Ich habe eine Cousine in Madrid. Wenn du mir den Namen des Dorfes sagst, in dem ihr gelebt habt, kann Manya vielleicht hinfahren und nachsehen, ob alles in Ordnung ist.«

Poppy starrte sie an. »O Genya! Wirklich? Würdest du das tun?«

»Es kann allerdings eine Weile dauern. Wohin will Ralph denn diesen Herbst?«

Poppy zuckte die Achseln. »Das weiß ich nicht. Du kennst ihn doch – ich erfahre es erst an dem Tag, an dem er mir sagt, ich soll packen.« Ihr Ton war bitter. »Vielleicht gehen wir an die Riviera. Ralph mag die Riviera im Winter.«

»Dann schreibe ich dir postlagernd nach Nizza, sobald ich etwas gehört habe.«

Poppy stand auf und ging zum Fenster. Mit schleppender Stimme sagte sie: »Weißt du,

Genya, daß ich neulich morgens die Läden aufgemacht habe und nicht wußte, in welchem Land ich bin? Nach einiger Zeit beginnt alles gleich auszusehen. Bäume mit welkendem Laub und Felder, auf denen nichts zu wachsen scheint, und armselige kleine Häuser. Es beginnt alles gleich auszusehen.«

Aber sie sagte Genya nicht, wie heftig sie Ralph grollte: Das konnte sie keinem Menschen sagen. Der Groll war wie etwas Lebendiges, eine verzehrende Leidenschaft, stärker selbst als ihr Schmerz, und sie nährte ihn ständig. Obwohl sie wußte, daß es ungerecht war, Ralph die Schuld an Philips Tod zu geben – schließlich hatte *ihr* Körper das Kind zu früh ausgetrieben –, blieb der Groll unvermindert. Wenn *er* sie nicht an diesen fürchterlichen Ort geschleppt hätte; wenn *er* nicht darauf bestanden hätte zu bleiben, obwohl sie ihn angefleht hatte, abzureisen. Sie tat etwas, was sie nie zuvor getan hatte: Sie schlief nicht mehr mit ihm, sagte, sie habe sich von den Strapazen der Entbindung noch nicht erholt. Es war ihr eine Genugtuung, Ralphs gekränktes Gesicht zu sehen, wenn sie seine Zärtlichkeiten zurückwies.

Diesen Winter verbrachten sie in Marseille, in einer gemieteten Wohnung im alten Teil der Stadt. Ralph war mit seinem neuesten Projekt beschäftigt, dem Verkauf marokkanischer Teppiche. Poppy reiste jeden Monat einmal nach Nizza und fragte auf der Post nach einem Brief. Er traf im Februar ein. Genya schrieb: »Meine Cousine Manya konnte das Dorf besuchen, wo ihr gelebt habt. Die Kirche und der Friedhof sind unversehrt, Poppy. Manya hat Blumen auf das Grab gelegt.«

Allein auf der Promenade, den Blick auf den Kiesstrand gerichtet, weinte Poppy. Nach einer Weile wurde ihr bewußt, daß die grauen Wellen und der verhangene Himmel sie an jenen lang vergangenen Urlaub in Deauville im Jahr 1920 erinnerten. Sie wußte – wußte es schon seit einigen Wochen –, daß Ralph, verletzt durch ihre Kälte, mit einer jungen Frau namens Louise, die bei ihnen zu Gast war, ein Verhältnis angefangen hatte. Louise, ein albernes junges Ding, schwärmte Ralph mit einer kritiklosen Bewunderung an, die Balsam für seine gekränkte Eitelkeit war. Poppy wußte, daß sie jetzt die Wahl hatte: Sie konnte Ralph weiterhin bestrafen und ihn so Louise oder deren Nachfolgerin in die Arme treiben; oder sie konnte sich ihm wieder zuwenden und ihm zeigen, daß sie ihn immer noch liebte, auch wenn manches sich verändert hatte. Sie dachte an ihre Kinder, und sie erinnerte sich eines Mannes, der am Strand eine Sandburg gebaut hatte: ein Werk der Vergänglichkeit, aber von einer Schönheit, die sie ergriffen hatte. Poppy schneuzte sich, wischte die Tränen weg und machte sich auf den Weg zum Bahnhof.

Zu Hause zeigte sie Ralph Genyas Brief. Er sagte nichts, sondern ging zum Fenster und blieb dort mit dem Rücken zu ihr stehen. Aber sie sah, daß das Blatt Papier in seinen Händen zitterte. Sie ging zu ihm, legte ihm die Arme um die gebeugten Schultern und küßte seinen Nacken. Sie bemerkte, daß er fülliger geworden war und daß sein Haar jetzt mehr grau als blond war. Obwohl sie dreizehn Jahre jünger war als Ralph, fühlte sie sich in

diesem Moment ebensoviel älter. Lange Zeit blieben sie so stehen und hielten einander umschlungen, dann gingen sie zu Bett und liebten sich.

Aber in mancher Hinsicht hatte sie sich für immer verändert. Als Ralph ihr einen Zettel zeigte, auf den er Zahlen gekritzelt hatte, und sagte: »In einem halben Jahr haben wir genug für den Schoner, Poppy. Das Teppichgeschäft geht gut – die Leute hier zahlen das Zehnfache von dem, was die Händler in Nordafrika für die Dinger verlangen«, lächelte sie nur. Sie wußte zu gut, daß keines seiner Projekte sich länger als ein Jahr gehalten hatte.

Zum erstenmal eröffnete sie ein Bankkonto auf ihren Namen und zahlte die Zinsen aus ihrem Einkommen ein, anstatt sie Ralph zu geben. Die Wohnung, in der sie lebten, war klein und eng. Poppy ahnte, daß härtere Zeiten heraufzogen.

Und sie hatte plötzlich Sehnsucht nach langweiligen englischen Sommern, nach Buchsbaumhecken mit graubereiftem Laub, nach einer bleichen frühmorgendlichen Sonne, deren Licht zwischen den kahlen Ästen winterlicher Eichen und Buchen hindurchsickerte. Mit dem Verlust ihres Sohnes hatte sie auch die Fähigkeit verloren, Ralphs Glauben an eine rosige Zukunft zu teilen. Sie sah jetzt die Fallstricke und Gefahren dieses Lebens, das sie führten. Auf der Schwelle zu ihrem achtunddreißigsten Lebensjahr, dachte sie, begann sie endlich erwachsen zu werden.

Als im Sommer 1937 die erste Augustwoche verstrich und Guy noch immer nicht in La Rouilly eingetroffen war, verkroch Faith sich auf den riesigen Speicher des Schlosses, wo sie mit der Hitze und den Fliegen allein sein konnte. Von hier aus konnte sie durch kleine staubige Fenster den Weg überblicken, der sich von der Straße aus durch den Wald schlängelte.

Der Speicher war voll von vergessenen Schätzen. Spukhäßliche Lampenschirme, unendlich langweilige verschimmelte Bücher, ein ganzer Schiffskoffer voll verrosteter Schwerter. Und Kartons über Kartons, vollgestopft mit Kleidern. Faith breitete sie vorsichtig, beinahe ehrfurchtsvoll aus. Seidenpapier knisterte leise. Knöpfe blitzten, Bänder glänzten. Die in die Etiketten eingestickten Namen – Poiret, Vionnet, Doucet – klangen wie Poesie. Im dämmrigen Licht unter dem Dach tauschte sie ihr verwaschenes Baumwollkleid mit Chiffon und kühl fließender Seide. Im goldgerahmten Spiegel musterte sie ihr Bild. Sie hatte sich verändert im Verlauf dieses letzten Jahres. Sie war gewachsen. Die hervortretenden Wangenknochen gaben ihrem Gesicht eine klarer ausgeprägte Form. Sie hatte Busen bekommen und rundere Hüften, so daß die Kleider richtig saßen.

Aber mit dem Erwachsenwerden schien auch eine neue Empfindsamkeit einherzugehen. Sie hatte sich jedes Jahr auf Guy Nevilles Ankunft in La Rouilly gefreut, aber seine Verspätung in diesem Sommer machte sie ängstlich und unsicher. Aus Furcht vor Spott vertraute sie sich niemandem an. Obwohl die anderen so ungeduldig wie sie selbst auf Guy warteten, obwohl Poppy immer wieder kopfschüttelnd auf den Kalender sah und Ralph und Jake lauthals miteinander stritten, war es Faith unmöglich, die Angst auszusprechen, die sie

erfaßt hatte: daß Guy nie wieder nach La Rouilly kommen würde; daß er sie alle vergessen hatte; daß er Besseres zu tun hatte.

Sie fragte sich, ob sie in Guy verliebt war, und dachte, wenn das so ist, dann ist die Liebe keineswegs so wunderbar, wie einem die Romane weismachen wollen. Sie verlor alle Lust an Vergnügen und Kurzweil, die La Rouilly zu bieten hatte. Ohne Guy machte es ihr keinen Spaß, auf dem Weiher zu rudern oder im Wald zu picknicken. Die Zeit wurde ihr quälend lang, darum floh sie auf den Speicher, wo sie allein war, wo es keine Erinnerungen gab.

Zuerst sah sie ihn durch den schmalen klaren Streifen im Glas, den sie mit der Fingerspitze blankgerieben hatte: eine kleine dunkle Gestalt, die gebeugt von der Last des Rucksacks den gewundenen Weg zum Schloß heraufkam. Augenblicklich vergaß sie alle Langeweile und das endlose Warten und rannte seinen Namen rufend die Treppe hinunter.

An Ralphs zweiundfünfzigstem Geburtstag veranstalteten sie ein großes Picknick am Strand von Royan. Rauchwolken von dem aus Treibholz aufgeschichteten Feuer wehten träge auf das Meer hinaus. Die Sonne, die tief über dem Horizont hing, überzog die Wellen mit rotem Glanz.

Sie sprachen über Spanien. Faith, die den Sonnenuntergang beobachtete, hörte dem Gespräch nur mit halbem Ohr zu.

»Die Republikaner werden siegen«, erklärte Jake.

Felix schüttelte den Kopf. »Nie im Leben, mein Junge.«

»Aber sie *müssen* –«

»Mit Stalins Hilfe –« begann Guy.

»Stalin hat sich bisher halbherzig gezeigt«, sagte Felix wegwerfend. »Er hat Angst, daß es die Deutschen als Vorwand nehmen werden, Rußland anzugreifen, wenn er die Republik unterstützt.«

Die letzten Fischerboote, die in den Hafen einliefen, hoben sich als schwarze Silhouette vom strahlenden Himmel ab. Guy trank die letzten Tropfen aus seinem Glas. Ralph machte eine neue Flasche auf. »Mit uns hat das alles jedenfalls nichts zu tun. Diese ganze verdammte Sauerei geht einzig die Spanier an.«

»Da täuschst du dich, Ralph. Wenn wir Franco siegen lassen, dann werden wir früher oder später alle mit hineingezogen.«

»In einen Bürgerkrieg? Unsinn! Absoluter Quatsch. Ich glaube, dir ist die Sonne nicht bekommen, Felix.« Ralph füllte Felix' Glas auf.

Einer der »Untermieter«, ein französischer Dichter, sagte: »Dieser Krieg in Spanien ist der letzte romantische Krieg, meint ihr nicht auch? Ich würde sofort zu den Internationalen Brigaden gehen, wenn ich nicht auf meine Leber Rücksicht nehmen müßte.«

»Romantisch?« dröhnte Ralph. »Wer hat schon mal von einem romantischen Krieg gehört? Es gibt kein dreckigeres Geschäft!«

»Ralph, Schatz.« Poppy tätschelte ihm die Hand.

Felix warf noch ein Stück Treibholz ins Feuer und hüstelte.

»Ich wollte dir übrigens sagen, Ralph – und dir auch, liebste Poppy –, daß ich Ende September nach Amerika abreise. Ich habe endlich mein Visum bekommen.« Felix legte Ralph eine Hand auf den Arm und fügte entschuldigend hinzu: »Du mußt das verstehen, Ralph. Es ist einfach sicherer.«

»Was zum Teufel soll das heißen, Mann?«

»Ich bin Jude, Ralph.«

Faith, die etwas abseits im Sand saß, hätte die leisen Worte beinahe nicht gehört. Sie sah den geduldigen, beinahe mitleidigen Blick in Felix' Augen. Ihr war in letzter Zeit aufgefallen, daß ihre Mutter ihren Vater manchmal so ansah.

»Ralph, wer kann sagen, was in ein oder zwei Jahren in Frankreich los ist? Wo willst du hin, wenn du im Herbst aus La Rouilly weggehst? In Spanien herrscht Aufruhr, und Italien hat seine eigene Sorte von Faschismus.« Felix schüttelte den Kopf. »Ich kann nicht bleiben.«

Danach schwiegen sie alle. Die Sonne sank tiefer, und die bronzefarbenen Schatten auf der stillen See breiteten sich weiter aus. Nach einer Weile sagte Ralph erbittert: »Alle meine Freunde lassen mich im Stich. Richard Deschamps arbeitet bei einer Bank – man stelle sich das vor! –, und Michael und Ruth sind nach England zurückgekehrt, weil sie ihre Sprößlinge auf eine dieser entsetzlichen Schulen schicken wollen, wo die Kinder wie Gefangene gehalten werden. Lulu hat mir geschrieben, sie müsse ihre kranke Mutter pflegen. Lulu im Schwesternhäubchen! Und Jules habe ich nicht mehr gesehen, seit er sich in diesen Knaben in Tunis vergafft hat. Und du, Felix, du bist ein geldgieriger kleiner Jude und wirst wahrscheinlich schon bald Millionen damit verdienen, daß du die Musik zu irgendwelchen gräßlichen Hollywoodfilmen schreibst.«

Felix war nicht beleidigt. »Das sind ja glänzende Aussichten! Ich schicke dir dann ein Foto, Ralph, von meinem Chauffeur und meinem Daimler.«

Faith bemerkte, daß Guy aufgestanden war und sich von dem geselligen Kreis am Strand in Richtung Dünen entfernte. Sie folgte ihm und senkte auf dem Weg ihre nackten Füße in die Eindrücke, die er im Sand hinterlassen hatte. Auf dem Scheitel einer Düne holte sie ihn ein. Die Mulde zu ihren Füßen lag schon in tintenschwarzem Schatten.

Er sah sie lächelnd an. »Das ist ein wunderschönes Kleid, Faith.«

Guy bemerkte selten, was sie anhatte. Glücklicherweise sagte sie: »Das ist mein Bläulingskleid, Guy. Du weißt schon, nach dem Schmetterling, weil es die gleiche Farbe hat, siehst du?« Das Kleid aus dem blaßlavendelblauen Crêpe de Chine war an den Ärmeln mit schmalen schwarzen Samtstreifen besetzt. »Genya hat es mir geschenkt. Sie paßt nicht mehr hinein. Es ist von Paquin.«

Guy schien das nichts zu sagen. Sie hakte sich bei ihm ein. »Du bist ein Banause, Guy. Madame Paquin ist eine berühmte Modeschöpferin.«

Er berührte den seidigen Stoff. »Es steht dir.«

Sie strahlte beglückt. »Findest du?«